

Christoph
Hein
Gulden-Roman
berg
Suhrkamp



SV

Christoph Hein Guldenberg

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2021
© Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42985-3

Guldenberg

Die Farbe der Stadt, ihr Geschmack, ihr Geruch hatten sich verändert. Die Gleichgültigkeit der Bewohner füreinander war geblieben, die kühle Freundlichkeit untereinander, doch eine Unruhe, eine hektische, nervöse Anspannung hatte sich im Ort verbreitet. Das gemächliche Selbstverständnis der kleinen Stadt, das von einem geschichtslosen Alltag und dem gewöhnlichen Rhythmus eines erschöpften Schlendrians geprägt war, wich einer auffälligen Verunsicherung, spürbar in einem überspannten gegenseitigen Misstrauen.

Guldenberg war diese Erregung nicht gewohnt, man lebte hier anders als anderswo in der Welt. Man hatte davon gehört, dass in den großen Städten wie Berlin oder Paris gelegentlich Scheiben eingeschlagen wurden. Von sexuellen Übergriffen und gar Vergewaltigungen hatte man schauernd in der Zeitung gelesen, aber das waren Vorfälle aus einer anderen Welt, derlei gab es in Guldenberg nicht.

Vor drei Jahrzehnten, erinnerten sich die Älteren, war der Vater eines Mädchens verhaftet, in die Kreisstadt gebracht und dort zu fünf Jahren Gefängnis ver-

urteilt worden, weil er seine minderjährige Tochter missbraucht hatte, aber das war eine Familie aus der Siedlung gewesen, Zugezogene aus Norddeutschland. Damals waren alle erleichtert gewesen, dass auch die Mutter mit dem Mädchen unmittelbar nach der Verurteilung ihres Mannes die Stadt für immer verließ. Sie waren als Fremde gekommen und waren Fremde geblieben, und solche Leute gehörten einfach nicht nach Bad Guldenberg.

Auch Brände und Brandstiftungen hatte es vor vielen Jahren gegeben, in der Zeit nach dem Krieg. Die elektrischen Leitungen waren marode gewesen und nicht erneuert worden, da es kaum Baustoffe gab und das wenige, was man kaufen konnte, aus schlechtem Material gefertigt war. So war es zu zwei Bränden in der Stadt gekommen, die durch einen verschmorenden Sicherungskasten ausgelöst worden waren. Bei den fünf Brandstiftungen war nie ein Täter gefasst worden, stets wurden die wildesten Vermutungen angestellt, Nachbarn wurden beschuldigt und Konkurrenten, doch keiner der Fälle aufgeklärt, stattdessen waren lebenslange, unauflösbare Feindschaften entstanden, die sich von Generation zu Generation weitervererbten, so dass auch fünfzig Jahre später zwei Familien in der Stadt kein Wort miteinander wechselten, obwohl keiner von ihnen den Grund für das Zerwürfnis erinnerte.

Die ganz alten Leute entsannen sich, dass ihre Stadt

vor sechzig, siebzig Jahren in jedem Frühsommer von einer Großfamilie Zigeuner heimgesucht worden war, die zum Entsetzen der Einwohner auf einer Wiese vor der Sporthalle der Schule, der früheren Bleicherwiese, kampierte und ihre mitgeführten Pferde an die Bauern in Guldenberg und in den umliegenden Dörfern zur Arbeit auf den Äckern auslieh.

Die Zigeuner brachten das Leben der Einheimischen in Unordnung. Man störte sich an der unverständlichen Sprache und der Art, wie die Fremden kampierten und geradezu in aller Öffentlichkeit hausten und scheinbar keinerlei Scham kannten. An den Fenstern ihrer Wohnwagen gab es keine Gardinen, es schien ihnen nichts auszumachen, ihre Lebensweise und ihre Armseligkeit vor aller Augen auszubreiten. Die Bewohner der Stadt fühlten sich von dieser Freizügigkeit geradezu belästigt, und alle schlugen drei Kreuze, wenn die Fremden im Frühherbst nach dem Einbringen der Ernte endlich wieder verschwanden.

Auf irgendeine Art war es vor Jahren dem damaligen Bürgermeister gelungen, sie für alle Zeit loszuwerden. Es war ein gewisser Kruschkatz, der länger Bürgermeister von Guldenberg gewesen war als jeder andere. Drei, vier Jahre nach seinem Tod wurde in einer Stadtratsversammlung der Antrag eingebracht, den kleinen, noch unbenannten Weg, der in Richtung Lutherstein führte, nach ihm zu benennen. Der Antrag fand zwar nicht die

erforderliche Mehrheit der Stadträte, bekundete aber dennoch die anhaltende Dankbarkeit der Bürger.

Und nun sollten Jahrzehnte später wieder Fremde nach Guldenberg kommen. Das verursachte Unbehagen unter den Bewohnern. Es würde wieder ungehörige und verachtenswerte Auftritte in der Stadt geben, die den Werten und dem Lebensstil ihrer Bürger unangemessen waren und Unfrieden stiften würden. Wieder sollten sich Leute von irgendwoher, die keiner eingeladen hatte, in Guldenberg einnisten, Ausländer, die die Lebensart und Gesinnung der Einwohner nicht kannten und die, wie einst die Zigeuner, die Stadt eines Tages auf Nimmerwiedersehen wieder verlassen würden.

Adil war nach Bad Guldenberg gekommen, weil jener Mann es so bestimmte, den er mit Herr Schmitt anzusprechen und der ihm seine Papiere abgenommen hatte. Er hatte Herrn Schmitt gebeten, ihn nach Berlin zu schicken, wo der Freund seines großen Bruders wohnte, aber der Mann hatte abgelehnt: »Guldenberg, verstehst du? Ich sage dir doch, du kommst nach Guldenberg. Die haben freie Plätze. Es soll ein schöner Ort sein. Dort wird es dir gefallen.«

Adil hatte weiter darauf gedrängt, nach Berlin zu dürfen, aber Herr Schmitt hatte nur den Kopf geschüttelt. Wieso er ihn duzte, wusste Adil nicht. Immerhin war er schon siebzehn und sah sogar älter aus. In seinem Sprachführer hatte er gelesen, dass Deutsche andere Erwachsene, die sie nicht kennen, zunächst siezten. Es sei eine Frage des Respekts. Die Anrede »Du«, so stand in dem Buch, sei nur bei Kindern und guten Freunden angebracht; oder man duzte jemanden, wenn man ihn geringschätzte.

Bereits am nächsten Morgen packte er seine Sachen und nach dem Mittagessen kam der kleine Bus, der

ihn und fünf weitere junge Männer zu ihren neuen Quartieren bringen sollte. Nach Guldenberg kam außer ihm nur Enis, die anderen vier wurden in eine andere Stadt gefahren.

Er und sein älterer Bruder Tarek hatten bis nach Berlin reisen wollen, wo ein Freund Tareks lebte, bei dem sie hätten unterkommen können, und Adil hatte überlegt, einfach trotzdem zu versuchen, irgendwie nach Berlin zu kommen. Aber er hatte keine Adresse von Tareks Freund, er kannte nur seinen Vornamen oder vielleicht auch nur den Necknamen, Yassir, wie sein Bruder ihn genannt hatte, sein älterer Bruder, sein toter Bruder Tarek. Berlin, hatte er gehört, sei riesengroß, noch größer als Paris oder Beirut, wie sollte er da einen Yassir finden, den er nur einige Male bei Tarek gesehen hatte und der sich möglicherweise gar nicht an ihn erinnerte.

So hatte er die Entscheidung von Herrn Schmitt resigniert angenommen, war mit seinem Rucksack und der neuen Tasche mit den Begrüßungsgeschenken in den Bus gestiegen, hatte sich in die letzte Reihe gesetzt und sein Gepäck auf den Nebensitz gestellt. Er wollte keinesfalls, dass dieser Enis sich zu ihm setzte. Die anderen würde er wahrscheinlich nie wiedersehen, da er übrigte sich jedes Gespräch mit ihnen.

Enis war mehr als zwei Jahre jünger als er und eigentlich noch ein Kind, jedenfalls benahm er sich wie ein

Baby. Obwohl er fünfzehn war, heulte er jeden Abend in seinem Bett. Er könne nicht einschlafen, habe er erklärt, als die Zimmernachbarn seiner Heulerei überdrüssig geworden waren. Jede Nacht flennen, das machten vielleicht Mädchen oder kleine Kinder, aber doch kein Fünfzehnjähriger. Mit Enis wollte er nichts zu tun haben, und er würde ihm auch in diesem Guldenberg aus dem Weg gehen. Enis war zwar ein Landsmann, aber er kam aus dem Norden, und deren Sprache verstand ohnehin kein Mensch.

Der Busfahrer musste in Guldenberg zwei Mal anhalten und nach dem Weg fragen. Schließlich parkte er vor einem zweistöckigen Haus am Stadtrand. Er stieg aus und sprach mit zwei Frauen, die aus dem Haus traten. Dann kam er mit einer der beiden Frauen zurück, sie stieg mit ihm in den Bus, lächelte die Jugendlichen an und las dann zwei Namen von einem Zettel ab, die Namen von Adil und von Enis. Sie sagte, sie wären jetzt in ihrem neuen Quartier angekommen, dem Alten Seglerheim, und bat die beiden, mit ihrem Gepäck auszusteigen. Als sie auf der Straße standen, wurde die Tür hinter ihnen geschlossen, der Bus fuhr los, um die übrigen jungen Männer irgendwo anders abzuliefern.

Die Frau gab Adil und Enis die Hand und sagte, sie heiße Marikke Brummig, aber sie sollten nur Marikke zu ihr sagen, hier würden sich alle beim Vornamen nennen.

»Ist das in Ordnung für euch?«

Beide nickten.

»Und das hier ist Ezra. Sie kommt aus Jerewan, aus Armenien, und spricht Arabisch. Sie ist nicht immer bei uns, sie kommt an zwei Tagen pro Woche. Wenn es sprachliche Probleme gibt, kann sie uns helfen. Und sie wird euch auch etwas Deutschunterricht geben.«

»Inshallah«, sagte Ezra und lächelte die beiden Jungen an.

»Mashallah«, erwiderte Adil, und Enis nickte lediglich verlegen.

»So, dann kommt ins Haus, damit ich euch euer Zimmer zeigen kann. Dann könnt ihr gleich die anderen kennenlernen. Die sind auch alle so alt wie ihr. Ihr teilt euch ein Zimmer. Einverstanden?«

»Ich allein schlafen«, sagte Adil.

»Das geht leider nicht, Adil. Das Alte Seglerheim ist bestens ausgestattet, aber wir sind ja kein Hotel. Wir haben vier Schlafräume, ein Zweibettzimmer, zwei für drei Betten und eins für vier. Und für euch zwei habe ich eins der Dreibettzimmer hergerichtet. Das dritte Bett ist vorläufig noch leer, aber wir bekommen noch zwei weitere Einquartierungen.«

»Ich gehen nicht mit Enis in ein Zimmer.«

»Warum nicht? Kommt ihr nicht miteinander aus?«

Er antwortete nicht. Das konnte er sich, wie er meinte, sparen, sie und die anderen würden noch früh ge-

nug mitbekommen, dass dieses Baby jede Nacht heulte.

»Na schön. Dann schläfst du, Enis, in dem anderen Dreibettzimmer, und du, Adil, hast für zwei oder drei Tage das Zimmer ganz für dich allein. So – ihr habt sicher Hunger?«

Adil und Enis nickten und liefen Frau Brummig und Ezra hinterher, die ihnen ihre Zimmer zeigten. Ezra übersetzte ihnen die Erklärungen von Marikke Brummig, die die beiden nicht verstanden.

In Adils Zimmer standen ein einfaches Holzbett und ein Doppelstockbett aus Metall. Er warf seinen Rucksack auf das Holzbett und stellte die Tasche auf den Tisch. Die beiden Frauen zeigten ihnen die anderen Räume des Hauses, den Speiseraum, das Bad und den Aufenthaltsraum. Und dann gab es noch einen verglasten Raum, von dem aus man über eine große Wiese auf einen See blicken konnte.

»Hier saßen früher die Leute vom Segelclub beisammen. Bevor sie in das größere Vereinsheim umgezogen sind. Ich nenne es das Gartenzimmer.«

Dann stellte sie ihnen zwei weitere Mitarbeiterinnen vor, Josephine und Friederike, zwei ihrer Schutzengel, wie Frau Brummig sagte, und vier ihrer Mitbewohner, die anderen waren gerade in der Stadt unterwegs. Frau Brummig und die drei Frauen strahlten sie aufmunternd an und redeten unaufhörlich auf sie ein, die vier

Mitbewohner dagegen musterten sie misstrauisch und schwiegen.

Der Speiseraum lag neben der kleinen Küche, auf dem Tisch standen zwei Schalen und ein Korb mit Pita-brot. Frau Brummig forderte die beiden Neuankömmlinge auf, sich zu setzen, und bat Friederike, die aufgewärmte Suppe zu bringen.

Nach Einbruch der Dunkelheit waren die anderen vier Bewohner des Heims zurückgekommen. Die zehn jungen Männer saßen im großen Aufenthaltsraum, rechts auf den beiden Sesseln und den Stühlen am Tisch die syrischen Jugendlichen, auf der großen Eckcouch links die vier jungen Afghanen. Der Fernseher lief, aber der Ton war abgedreht, stattdessen plärrte Popmusik aus dem Radio. Einige folgten dem Fußballspiel im Fernsehen, drei saßen über ihre Lehrbücher gebeugt, nur zwei der jungen Afghanen unterhielten sich leise miteinander.

Enis hatte es sich in einem der Sessel bequem gemacht und sah fern. Ab und zu versuchte er mit einem der anderen Syrer ins Gespräch zu kommen, doch man antwortete ihm kaum, an einem Gespräch war keiner interessiert.

Adil saß in dem anderen Sessel und starrte vor sich hin. Irgendwann fragte er unvermittelt laut auf Arabisch in die Runde: »Wie ist es? Was ist hier? Was kann man machen?«

Für einen Moment wurde es ganz still im Raum, nur die Stimme der Sängerin aus dem Radio war zu hören, und es dauerte einige Sekunden, bevor jemand reagierte.

»Nichts«, sagte der Älteste der syrischen Jungs, »nichts ist hier. Nichts kann man machen.«

Und dann schnaubte er verächtlich.

»Verstehe«, sagte Adil. »Aber was macht ihr? Lernen, nur lernen immer?«

Einer, der über ein Buch gebeugt gewesen war, sah auf und meinte: »Du kannst in die Stadt gehen und dich von den Deutschen dumm anreden lassen. Wenn du Pech hast, hauen sie dir eine rein. Schau dich immer gut um, wenn du aus dem Haus gehst. Und nie allein gehen, niemals. Was hier los ist, erlebst du abends, wenn es dunkel ist, wenn sie kommen. Sie ziehen am Haus vorbei und schreien.«

»Schreien? Was schreien sie denn?«

»Was sie schreien? Das hörst du schon noch.«

»Ja, und es fliegen schon auch mal Steine«, sagte sein Nebensitzer.

»Schöne Aussichten.« Adil nickte. »Was ist mit Arbeit?«

»Arbeit? Davon reden sie nur. Da ist nichts. Keine Arbeit für uns und kein Money.«

»Dafür gibt es ab und zu Zoff«, flüsterte einer, der sich Hakim nannte, »Zoff mit diesen Dummköpfen

von hier und Zoff mit den Afghanen da. Vor allem mit Walid. Der ist gefährlich. Ein Schläger, ein King.«

Adil blickte verstohlen zur Eckcouch hinüber. »Der mit dem gelben Halstuch?«

»Genau der. Der hat ein Klappmesser. Zwanzig Zentimeter ist die Klinge lang.«

»Das da drüben sind alles Afghanen. Denen darf man nicht trauen. Zum Glück schlafen sie in einem anderen Zimmer.«

»Warum müssen wir mit Afghanen zusammenwohnen? Das sind doch Bauern ohne Kultur und Gangster«, sagte Adil leise, aber aufgebracht.

Drei der afghanischen Jugendlichen beäugten ihn misstrauisch, als sie seinen erregten Tonfall hörten.

»Inschallah«, sagte Adil laut in ihre Richtung.

Dann schwieg er und auch die anderen verstummten. Sie starrten gelangweilt auf den Bildschirm, wo jetzt lautlos ein Zeichentrickfilm lief, oder beugten sich wieder über ihre Bücher.

All You Need Is Love, Love, Love, tönte es aus dem Radio.

»Ah, die Herren Donnerstag-Skatbrüder. Wie ich sehe, wieder pünktlich auf die Minute. Bitte, die Herren, hier ist das Blatt. Und drei Pils, drei Kurze, wie immer? – Kommt umgehend.«

»Wir bitten darum. Lass uns nicht wieder ewig warten.«

»Da ihr es immer eilig habt, habe ich die drei Bierchen für euch schon gestern gezapft.«

»So schmeckt es bei dir auch. – Hör mal, Schiffer, die Blätter kleben schon aneinander. Hast du kein neues Spiel?«

»Das Blatt hat kein anderer jemals in die Hand bekommen, nur ihr. Ihr solltet euch öfter mal die Hände waschen. Wenigstens jeden Donnerstag, bevor ihr zu mir kommt.«

»Nöl uns nicht voll, Schiffer. Geh an deinen Zapfhahn, wir warten. – Übrigens, ich hab am Wochenende mit Veronika eine kleine Spritztour gemacht, zum Lutherstein und dann den Fluss entlang. Wir kamen auch beim Muldefelsen vorbei. Die Villa von Haubrich-Becker ist so gut wie fertig.«